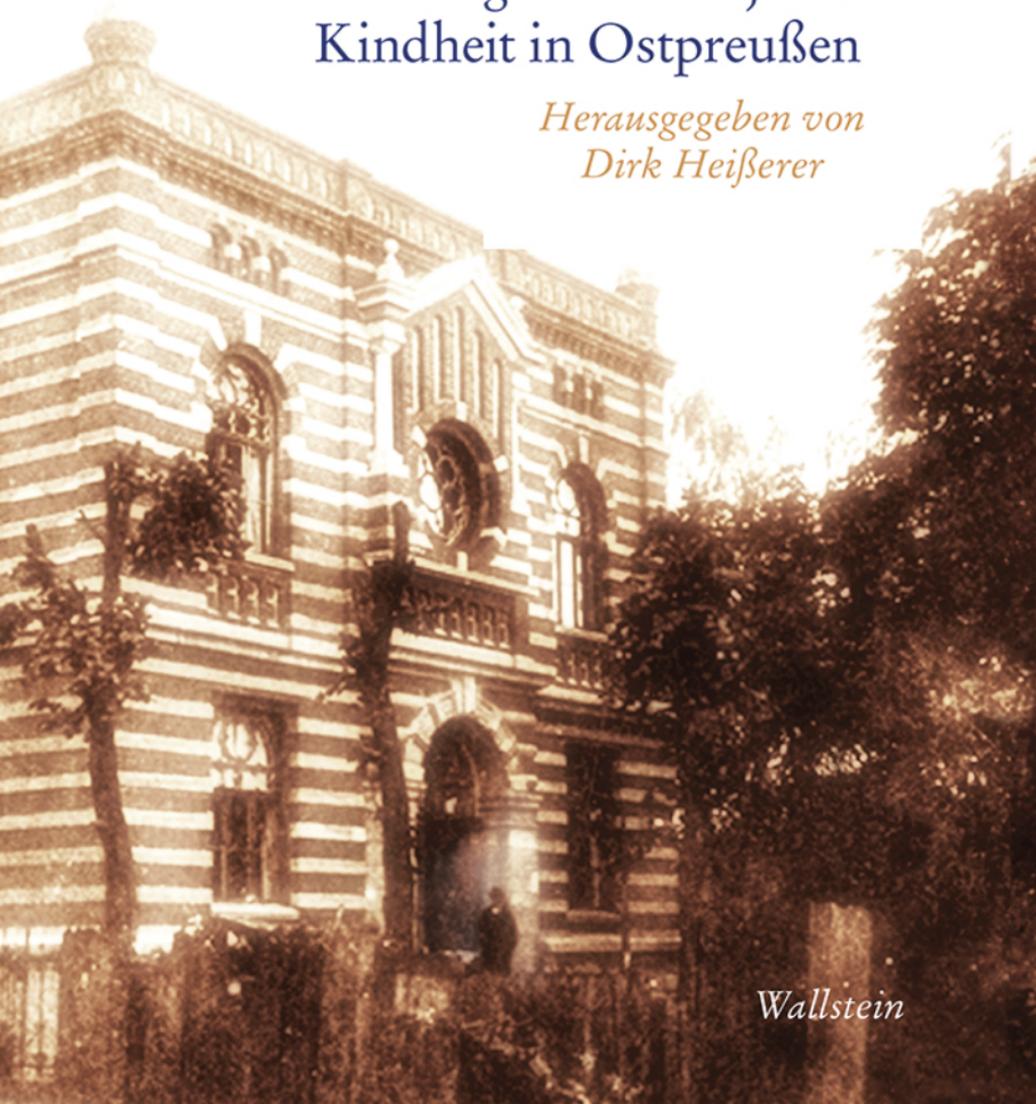


Manfred Sturmann

# Großvaters Haus

Erinnerungen an eine jüdische  
Kindheit in Ostpreußen

*Herausgegeben von  
Dirk Heiße*



Wallstein

Manfred Sturmann  
Großvaters Haus



Manfred Sturmann  
Großvaters Haus

*Erinnerungen  
an eine jüdische Kindheit  
in Ostpreußen*

Herausgegeben  
und mit einem Nachwort  
von Dirk Heißerer



WALLSTEIN VERLAG

Verlag und Herausgeber danken  
der Stiftung Irène Bollag-Herzheimer für die Unterstützung  
der Publikation mit einem Druckkostenzuschuss.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2024  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Umschlaggestaltung: Marion Wiebel, Wallstein Verlag,  
unter Verwendung von: Osterode (Ostpr.), Neue Synagoge (1893,  
zerstört 1938), in der Gartenstraße 4, um 1900. Foto: Unbekannt.  
[www.bildarchiv-ostpreussen.de](http://www.bildarchiv-ostpreussen.de) Bild-ID [118440]

ISBN (Print) 978-3-8353-5556-9  
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-8656-3

# *Inhalt*

Manfred Sturmman

Großvaters Haus

— 7 —

Anhang

Editorische Notiz

— 119 —

Kommentar

— 123 —

Dokumente

— 145 —

Dirk Heißerer

Großvaters Spitzbart

Nachwort

— 165 —

Dank

— 179 —

Literatur

— 181 —

Bildnachweis

— 184 —



## *Erstes Kapitel*

Welchen Weg mochten die Eltern durchmessen haben in jenen Tagen ihrer Prüfung, zu denen meine frühesten Erinnerungen zurückreichen! Sie wohnten damals in der Altstädtischen Langgasse zu Königsberg in Preußen in einem alten, unfreundlichen Hause. Von den Straßenfenstern sah man auf den Turm des Schlosses und, da es höher gelegen war als die Altstadt, auf das Grün seiner Gärten und seiner mächtigen blühenden Kastanien. Von der Wohnung weiß ich nur noch, daß eine Stufe von einem Zimmer in das andere führte, die so hoch war, daß mein jüngerer Bruder Willy und ich sie kaum ohne Hilfe erklettern konnten.

Um diesen Bruder ging es damals. Er war zwei Jahre alt, ein dickes, tappsiges Kerlchen, das immer lachte und ein rührend gutes, offenbar von meinem Vater überkommenes Wesen hatte. Er nannte mich, den Vierjährigen, »Sesi«, ein Name, der jäh mit ihm hinschwand und später nicht mehr gebraucht wurde.

Eines Tages erkrankte das Kind, bekam Ohrenschmerzen. Unser Arzt, der Dr. Stein, stellte Mittelohrentzündung fest. Diese Krankheit schritt so bösartig geschwind fort, daß Willy, nur wenige Tage später, tot in seinem Gitterbettchen lag.

Aber damit war es nicht genug. Auch ich hatte, obgleich die Krankheit nicht ansteckend ist, Ohrenweh bekommen, wurde unverzüglich in die Klinik geschafft und operiert. Eine Narbe vom rechten oberen Ohrenrand bis hinunter bis fast zum Adamsapfel ist mir zur Erinnerung an jene Zeit bis auf den heutigen Tag geblieben.

Ich weiß noch, wie man mich in einer Pferdedroschke zur Klinik fuhr. Man hatte mir den ganzen Kopf umhüllt und mich warm angezogen. Vorher war ich an Willys Bett ge-

führt worden. Jemand hatte mich hochgehoben und die Bettdecke, die über Willys Kopf gezogen war, zurückgeschlagen. Da sah ich das Brüderchen im Schlaf wie schon so oft. Und doch spürte ich eine geheimnisvolle Veränderung an ihm. Es war ein anderer Schlaf. Ich wollte seine Augenlider mit der Hand berühren – da hielt man mir die Hand fest. Man hatte mir wohl gesagt: er ist tot. Aber was bedeutete mir damals »tot«, was konnte ich mir darunter vorstellen? Erst als ich ihn viele Wochen später nach meiner Genesung zu Hause vermisste, wurde mir ungewiß klar, was man unter »Sterben« versteht.

Von jenen Tagen ist in meinem Gedächtnis sonst nichts Gegenständliches haften geblieben. Ich weiß nur noch, daß man mich durch lange Gänge fuhr, weiße Betten und hohe Fenster, voll von milchigem Licht, huschten an mir vorüber, ein Gemisch von Gerüchen drang auf mich ein, und einer besonders, ein widerlich süßlicher, der mir das Gefühl gab, als würde ich steil emporgetragen.

Indes ich in glücklicher Bewußtlosigkeit fortträumte, stellte man nach Aufmeißelung des Knochens fest, daß auch ich kaum zu retten war. Ungewöhnliche Eitermengen erschwerten dem Chirurgen Arbeit und Glauben an mein Aufkommen. Mir wurde später oft gesagt: »Du warst einmal schon fast ein kleiner Engel.« Das hieß aus der Kindersprache in die unsentimentale des Alltags übersetzt: »Du warst aufgegeben, mein Lieber. Drei volle Wochen dauerte die Krise, man hatte dir bereits Kampferspritzen gegeben, doch du hast dich brav gehalten und dich durchgekämpft!«

Als ich dann aber außer Gefahr war, mit dick verbundenem Kopf im Krankenhaus lag, von Eltern, Krankenschwester und Besuchern über die Maßen verwöhnt, Spielsachen, Süßigkeiten und bunte Farbstifte, die ich sehr liebte, um mich gehäuft, da erfaßte mich, ich erinnere mich genau, eine aus jenem frühen Kindheitsbewußtsein kaum zu erklärende

Freude, da zu sein, die Gefahr, deren Schwere ich weiß Gott nicht zu ahnen vermochte, auf gute Weise hinter mich gebracht zu haben und vollgültig, wenn auch erheblich vernarbt, der Erde wiedergegeben zu sein.

In jene Tage der Genesung fällt meine erste Erinnerung an den Großvater. (Und nur deshalb ist von der Krankheit so umfänglich hier die Rede.) Sie hebt sich so scharf von allen anderen ab, daß ich mich jeder Einzelheit erinnere, während ich andere Menschen, die mich damals besuchten, außer Vater und Mutter, völlig vergessen habe.

Es war an einem frühen Morgen. Ich lag im Bett und sah durch das Fenster auf einen braunroten Dachfirst und einen, für unsere wetter- und regenreiche Gegend seltenen, tiefblauen Himmel. Aus einem Schornstein stieg ein lustig leichtes Rauchgebilde empor, das ich mit wachsendem Eifer beobachtete, denn es änderte und verwandelte sich fortdauernd – eine wunderliche Zauberei. Da wurde ich in meiner Beobachtung gestört: Großvater trat an mein Bett. Ich spüre noch heute die aufschäumende Welle des Glücks in mir. Ich sprang auf und umklammerte mit beiden Armen den bärtigen Greisenkopf, der sich mir entgegenneigte. Ich spüre noch den leichten Kitzel, den sein Barthaar auf meiner Wange verursachte, und den Duft seiner Haut. Was ich da in meinen Armen hatte, das war für mich seit dieser Minute Fels und Zuflucht. Das Gefühl der Geborgenheit, das mir seine Gegenwart gab und mir zum ersten Mal bei dieser Umarmung bewußt wurde, ist erst mit seinem Tode von mir gewichen. Dies war nicht die Begrüßung eines Kindes. Es war, als hätten sich zwei Männer, die sich einmal nahe gestanden, nach langer Trennung wieder gefunden.

Er mußte sich erst die durch mein Ungestüm verschobene Brille zurechtrücken und sich mit dem Taschenkamm ein paar Mal durch den Bart fahren, ehe er sich an mein Bett setzte. Ich hatte, nun wieder liegend, meine Hand in der seinen,

und das Gefühl der Freude und Geborgenheit blieb und wuchs. Mehr weiß ich von jenem Tage nicht.

Nach vielen Wochen, als die langwierige Genesungsfrist mit ihrem ewigen Verbandswechsel, den Besuchen im ärztlichen Sprechzimmer und dem Fernbleiben von den kindlichen Spieltumulten glücklich überwunden war, fuhr ich mit meiner Mutter zu Großvater nach Osterode. Dort wollten wir nur einige Tage bleiben, um hernach in das nahe gelegene »Waldhaus« zu übersiedeln, denn ich war durch die Krankheit arg heruntergekommen und ein milchgesichtiges, spindeldürres Bürschchen geworden.

Damals nun sah ich Großvater zum ersten Male mit Bewußtsein in seiner Welt als einen tätigen, streng zupackenden Mann, aber auch als das Haupt der Familie, als das zusammenhaltende und ausgleichende erste Glied in der Kette, sah ihn als den Alten und Weisen, mit seiner patriarchalischen Fürsorglichkeit, aber auch, wenn es nottat, mit seiner erzieherischen und zwingenden Energie.

Vierunddreißig Jahre sind hingegangen, da ich ihn erstmalig so sah, wie er mir eingepägt geblieben ist. Gewiß, Vater und Mutter, sie gab es als den selbstverständlichen Schutz, zu denen man mit seinen kleinen Nöten kam und auf die man bauen konnte. Großvater aber stand über ihnen, war in der Rangordnung der Erste, die höchste Instanz. Zu ihm konnte man nicht mit seinem Kinderkram kommen, an ihn lehnte man sich einfach an, um glücklich zu spüren, daß dir nichts geschehen konnte.

Doch ihn wagte man nicht so einfach anzureden. In seiner Gegenwart konnte man nicht alles hemmungslos herunterplappern, was ein kindlich-komischer Einfall dich gerade aussprechen ließ. Er gab Wärme und Schutz, wie die Sonne und das Haus Wärme und Schutz gaben.

Damals hatte Großvater für mich etwas Übermenschliches. Er war in meiner bunten, leicht zu entfachenden Kin-

derphantasie ein Nachfahre der Erzväter, wie Jakob gütig, wie Moses streng und wie David, der König, Respekt gebietend. In ihm verkörperte sich Vergangenheit, alles Gewesene hatte sich in ihm gesammelt und konserviert, um einstmals auf uns, seinen Sohn und seinen Sohnessohn, zu überkommen, wenn es an der Zeit war. Großvater war das Gewesene – Vater das Seiende. Vater war doch mehr meinesgleichen, weil er, gleich mir, gegenwärtig war. Großvater dagegen war ein Quent von Vergangenheit, ein Rockzipfel des schon Dahingegangenen, den wir erfaßt hatten, um ihn noch ein wenig zu halten, ehe er uns unwiderruflich entwand.

So nur ist die ehrfürchtige Distanz der Kinder zu dem Alten zu erklären. Sie wurde selbst dann nicht aufgehoben, wenn er mich gelegentlich auf seinen Schoß hob und ich ihn ein bißchen an seinem Bart zupfen durfte, so lange, bis er plötzlich mit einem kleinen komischen Schnarchton scherzhaft nach mir schnappte, ein Spiel, das ich über alles liebte.

Oder wenn er mich an die Hand nahm, um mit mir über den Osteroder Marktplatz in Richtung der Synagoge oder der Wohnung des Gemeindevorstehers gemächlich hinzuwandern: Ich weiß noch, wie seine Hand aussah. Sie umschloß die meine ganz, und ich hatte sie beim Gehen in Augenhöhe. Sie war ganz weiß, oder besser: blaß, als wäre sie zu wenig durchblutet. Die Haut war trocken, ledrig und stark behaart. Ein breiter Goldring mit einem ovalen Mittelstück, in das für mich damals noch unerforschliche Zeichen eingraviert waren, schmückte den knöchigen Mittelfinger. Diesen Ring trug später mein Vater, und die unergründlichen Zeichen waren Großvaters Namensinitialen. Ich habe diese Hand so genau in Erinnerung, daß ich sie, wäre ich Maler, aus dem Gedächtnis nachzeichnen könnte. Es war eine Hand, die von einem langen, arbeitsharten Leben erzählte, eine richtige Runen- und Greisenhand.

Obwohl man aus diesem gemeinsamen Hinschlendern auf eine große Vertraulichkeit zwischen Ahn und Enkel hätte schließen können, war dem doch in Wirklichkeit nicht so. Ich kam bei diesen Gängen nicht auf den Gedanken, ihm zur Abwechslung ein wenig voranzulaufen oder die Riegel der Fensterläden an den Hausmauern in rotierende Bewegung zu setzen, was ich sonst, ging ich mit jemand anders, so gern tat. Nein, gehalten und geradezu nachdenklich schritt ich neben ihm her, so als ströme ein Fluidum von Würde und Gewichtigkeit von ihm zu mir herüber. Etwas wie Stolz und jene Geborgenheit erfüllten mich, nichts aber von Vertraulichkeit oder Kameradschaft gar. Wie hätte ich es gewagt, ihn leichtfertig anzuplappern, oder womöglich vor mich hinzusingen, wie es sonst meine Gewohnheit war: Ich wartete, bis er mich ansprach und ein Gespräch einleitete. Immer war dies ein kleines Examen, und so sollte es bleiben, bis er starb.

Ehrwürdig war seine Erscheinung, obgleich er weder ansehnlich an Wuchs noch schön von Gesicht war. Die hohe Geistigkeit aber und der Ausdruck von Weisheit, die aus seinem Antlitz sprachen, geboten unwillkürlich jedermann Respekt und Aufmerksamkeit, verliehen seinem Rat und Wort über den Durchschnitt Gewicht. Würde er heute plötzlich zwischen uns treten, so mutete uns seine körperliche Erscheinung unwahrscheinlich und spukhaft an, weil es einfach solche Menschen nicht mehr gibt, und weil unser Blick sich entwöhnt hat, sie zu sehen. Großvater war der Repräsentant einer Epoche, die längst schon abgeschlossen war, als er noch lebte. Sein hohes Alter ließ ihn in jener abgerollten Zeit noch wurzeln, während er bereits in eine neue hineinragte.

Jakob Akiba Sturmman, wie er mit vollem Namen hieß, war in seinem Alter für die Menschen, die ihn umgaben, so etwas wie ein Patriarch, ein Mann, auf dessen Urteil man hörte, dessen Kritik man fürchtete und dessen Strenge man

sich widerspruchslos unterwarf. Er war es, der das Leben seiner kleinen Gemeinde überwachte, weit bis in die private Sphäre des Einzelnen hinein. Er war der Hüter von Brauchtum und Religionsgesetz, der Lenker des jüdischen Sektors der Stadt in unanfechtbarer Autorität, Prediger, Seelsorger, Lehrer und Führer des jüdischen Bürgertums, so schritt er, unbeirrt, verantwortungsvoll, schlicht und doch sich seiner verwurzelten Stellung wohl bewußt, durch seine Zeit.

Ging er durch die Straßen der Stadt in das Bethaus zum Gottesdienst oder in die Schule zum Unterricht, so flogen die Hüte von den Köpfen. Es konnte geschehen, daß Kinder auf der Straße ihm die Hand küssten, wie dem katholischen Pfarrer der Stadt, nicht unterscheidend, welcher »Konfession« der alte Mann war, aber in voller Gewißheit, daß es sich hier nur um einen Gottesmann handeln konnte.

Großvater war von mittelgroßer Erscheinung. Er hatte ein offenes, weises Gesicht mit kleinen klugen Augen, die kurzsichtig waren. Er trug stets eine Brille mit goldgefaßten Gläsern. Sein Bart war weiß und spitz zugestutzt. Niemand seiner Kinder konnte sich erinnern, ihn je anders als ergraut gesehen zu haben. Über der stark gebogenen Nase wölbte sich die hohe klare Stirn. Sein Haupt war kahl. Er ging ein wenig gebeugt, als trüge er bereits schwer an seinem langen und harten Leben. Seine Stimme war etwas heiser und hüstelnd, dennoch durchdrang sie bei seinen Predigten voll das Gotteshaus. Diese hatten ihn bis weit über den Ort bekannt gemacht, und der Titel »Prediger« war von seinem Namen nicht zu trennen. Er war stets dunkel, schlicht und würdig gekleidet. Sein schwarzer Gehpelz mit einem Otterkragen, zu dem er an festlichen Tagen den hohen Hut, sonst aber, zumal auf Reisen, eine runde Fellmütze trug, gab seiner Erscheinung etwas von Sicherheit und Wohlstand, obwohl er niemals wohlhabend gewesen war, sondern mit seinen begrenzten Mitteln nur meisterhaft zu wirtschaften verstand.

Dies war der Mann, der uns, meine Mutter und mich, ein paar Tage in seinem Hause am Marktplatz gastlich aufnahm, ehe wir ins »Waldhaus« fuhren.

Seine Wohnung war von puritanischer Einfachheit, nur das sogenannte »Gute Zimmer« mit seinen roten Plüschmöbeln und den beiden großen Fenstern auf die Straße hin wollten nicht ganz zu der bescheidenen Lebenshaltung des Großvaters passen. Dieses Zimmer diente nur Repräsentationszwecken. Ich schlief, wie immer, mit Großvater im »Kabinett«, dem fensterlosen Durchgangszimmer, das von der guten Stube in Großvaters Arbeits- und Wohnraum führte.

Ich stand, wie Großvater, früh auf. Ich hörte den blecheren Klang der Wanduhr und die Bauernkarren auf dem holprigen Pflaster zum Markt fahren. Im Nachthemd und die Hausschuhe an den Füßen, wartete ich, bis meine Mutter erwachte, mich wusch und ankleidete. Indes vertrieb ich mir die Zeit, indem ich ins »Gute Zimmer« ging, um dort in dem umfänglichen alten Photoalbum mit Staunen ganze Reihen von unbekanntem Onkeln und Tanten in unmodernen, mich ungemein komisch anmutenden Gewandungen zu betrachten. Oder aber ich stellte mich neben Großvaters Schreibtisch und sah ihm beim Morgengebet zu. Da stand er nun, die Gebetsriemen um Kopf und Arm, eingehüllt in den großen Tallith, und sagte, die Augen geschlossen und sich leicht hin und her wiegend, das lange, vielgliederte Gebet, mit halblauter und zuweilen flüsternder Stimme vor sich hin. Ich wagte kaum zu atmen und den Blick von ihm zu wenden. Ernste Feierlichkeit hüllte ihn und mich ein. Und wenn er dann ganz verstummte und, sich tief nach Osten verneigend, die Schmone Esre, das achtzehnteilige Hauptgebet, sprach, dann hörte ich mein Herz bis zum Halse schlagen: Ich erwartete immer in heiligem Entsetzen während dieser Minuten der Stille das Auftauchen von Engelsflügeln oder ein flammendes Zeichen draußen am Himmel. Die Stille nahm

mich ganz in ihren Bann, sie ließ mich wie in einer heiligen Erstarrung verharren, und stolzen Herzens fühlte ich mich dem bedeutenden Manne nahe, so nahe wie keinem anderen der noch schlafenden Menschen im Hause.

Hatte er sein Gebet beendet, so ließ er mich einige Lobsprüche nachsagen. Dann erst durfte ich ihm einen guten Morgen wünschen und der Tag nahm seinen Anfang. –

Ich werde zu der Schilderung des Hauses noch oft zurückkehren müssen; denn wenn ich von »Großvaters Haus« spreche, so ist immer von Großvater selbst die Rede, von der Atmosphäre, die er ausstrahlte und alle jene umgab, die zu ihm gehörten.

Großvater war seit langen Jahren Witwer. Von seinen fünf Kindern – ein Sohn, mein Vater, und vier Töchter – lebten Gertrud und Bella bei ihm. Sie führten ihm das Haus; Gertrud, die Ältere, mit selbstlosem Aufwand an Arbeit und Umsicht, Bella, die Jüngste und Nachgeborene, mit trällern-der Lustigkeit. Bella hatte »moderne« Anschauungen, die nicht selten zu Konflikten mit Großvater führten. Dennoch war sie der einzige Mensch, der sich ihm gegenüber etwas mehr erlauben durfte, sie ging ihm sozusagen »um den Bart«. Und er war stets ein wenig hilflos, wenn er mit ihr zu tun hatte. So sah er ihr manches nach.

Diese Tante Bella, sie ist leider gestorben, widmete sich mir besonders. Sie war hübsch, lebhaft und jung und hatte tiefschwarzes Haar. Sie zog mich sehr an, und ich ging gern mit ihr, wenn sie mich zu einer Verabredung in die altertümliche Marktkonditorei mitnahm, wo sich ihre Freundinnen zu treffen pflegten.

Die Fahrt ins »Waldhaus«, die ich alsbald mit meiner Mutter antrat, ist mir genau in Erinnerung geblieben. Eines Morgens stand ein gelber Tafelwagen mit zwei Braunen vor der Türe. Wir stiegen ein, begleitet von Tante Bella und einem Kindermädchen, die Tochter der Hausbesorgerin mit einem

nicht auszusprechenden polnischen Namen. Ein großer Koffer, ein Sack Betten und ein Korb mit Reiseproviant wurden aufgeladen, und so ließen wir Großvater und Tante Trude, die winkend vor das Haus getreten waren, zurück, nachdem ich noch mit einem großen Lamento durchgesetzt hatte, daß ich auf dem Bock neben dem Kutscher sitzen durfte. Er hieß Anton und war derselbe, der Großvater zu ernsten und freudigen Anlässen, zu einer Beerdigung also oder zu einer Trauung, mit einem großen und altersschwachen Landauer abzuholen pflegte, sofern er nicht gerade betrunken war und die angesagte Stunde in seinem Rausch vergaß. Anton hatte einen knallroten Schnauzbart und war Kutscher und Fuhrhalter in einer Person. Er begann in seinem breiten ostpreußischen Dialekt von »Liesche und Lenche«, seinen beiden Pferden zu erzählen, und jedesmal, wenn er den Mund nur öffnete, wurde ich in ein Wölkchen von Fuselgeruch gehüllt.

Als wir das holprige Pflaster des Marktplatzes hinter uns hatten und auf der glatten Landstraße waren, jubelte mir das Herz in meiner luftigen Höhe. Lustig fuhren wir in den strahlenden Morgen hinein. Auf den Wiesen blitzte noch der Tau auf Blatt und Halm. Der große See mit seinen morschen Fischerhütten und dem Dickicht aus Schilf blieb hinter uns zurück, Kinder winkten uns aus den buschigen und blumenreichen Bauerngärten einen Gruß nach, die Flügel der Windmühlen drehten sich, und drüben, fernher, sah uns der Wald entgegen.

Das »Waldhaus« war eine Mischung von Bauernhof, Försterei und Gastwirtschaft. Es lag mitten im Forst auf einer Höhe, die man vor Urzeit ausgerodet und nutzbar gemacht hatte. Von dem großen Wirtschaftsgebäude nahmen viele ins geheimnisvoll Dunkle führende Fußwege und Schneisen ihren Ausgang.

Wir wohnten in einem großen, einfach eingerichteten Zimmer mit hohen Bauernbetten, in die man tief einsank,

und die immer ein wenig von der Abendluft feucht waren, wenn man sie zum Schläfe bestieg. Vom Fenster sah man auf den Wirtsgarten mit seinen vielen Tischen und Stühlen, einer Schießbude und einer aus dicken Holzkloben gefertigten Tanzfläche. Ich konnte mit Andacht, die Arme aufgestützt, auf das bunte Getriebe hinunterschauen, zumal am Sonntag, wenn die festlich herausgeputzten Osteroder und die Bewohner der benachbarten Dörfer hier zu einem kühlen Bier oder zu einem aus, dem Brauche gemäß, selbst mitgebrachten Bohnen gefertigten Kaffee zusammenkamen. Der Duft der mächtigen frischen Napfkuchenscheiben stieg mir lieblich in die Nase, und der blecherne Lärm einer erbärmlichen Dorfkapelle entzückte mein damals in musikalischen Dingen noch anspruchsloses Ohr. Das mitgenommene Mädchen, zu meiner Aufsicht bestimmt, aber in allem zur Kinderbetreuung ungeeignet, vertrieb sich indessen mit den Forstgehilfen in dem finsternen Hausgang die Zeit.

Oft waren die Nachmittage von Spaziergängen ausgefüllt, die ich mit meiner Mutter, einer großen Naturfreundin, unternahm. Die Mahlzeiten waren reichlich und qualitativ, und die wenigen Pensionäre, die sich außer uns im Haus befanden, unterstanden der übertriebenen Umsicht der Försterfrau, einer über die Maßen dicken, gutmütigen Blondine. Sie empfand es als eine persönliche Beleidigung, wenn jemand ihrer Gäste die übervollen Schüsseln und Teller nicht bis auf den Grund leerte.

Mich hatte sie besonders in ihr Herz geschlossen, zumal als sie hörte, daß ich krank gewesen und Erholung mit Gewichtszunahme der dringliche Zweck des Aufenthaltes bei ihr war. Man zerbrach sich damals über Kinderernährung noch nicht sonderlich die Köpfe, man wußte nichts von Vitaminen, und das Wichtigste war das Quantum bei der Mahlzeit. So aß ein Kind entweder »gut« oder »schlecht«. Mit anderen Worten: Aß es mit Appetit von selbst, ohne den

Erwachsenen Arbeit zu machen, also ohne ihre Mithilfe und Drohung, so aß es »gut«. Weigerte sich das Kind aber, die ihm vorgesetzte Portion widerspruchslos in sich hineinzustopfen, machte es Spektakel oder schob es in seiner Verzweiflung den Teller so energisch von sich, daß er über den Rand des Tisches hinwegschloß und auf dem Boden landete und zerbrach, dann aß das Kind eben »schlecht«. Ich gehörte zu der Kategorie von »schlecht« essenden Kindern, und umso unlugiger ich aß, umso mehr steigerte sich die Bemühung meiner Umwelt, mich zum Essen zu bewegen. Hieran nahmen alle Hausgenossen teil, und der Prozeß meiner Fütterung bewegte die Menschen wie ein für alle wichtiges Ereignis, allen voran natürlich die Frau des Hauses, welche jammerte und schwitzte, wenn ich mich weigerte, ihre Portionen zu vertilgen. Sie mochte es sich mit allen Mitteln angelegen sein, daß mein Kuraufenthalt für meine Gesundheit von Erfolg war, so, als hinge der Ruf des Hauses davon ab, und wie schlug sie die Hände vor Freude zusammen, wenn die Waage den gespannt beobachtenden Gästen ein paar Gramm Gewichtszunahme anzeigte! So versprach mir der Förster den Dackel als Spielkameraden, falls ich fleißig aß, und meine Mutter drohte, sie würde sich beim Großvater über mich beklagen, falls ich nicht äße, und dann käme er uns am Sonntag gewiß nicht besuchen. Kurz, man wollte mit allen Mitteln meine Erholung erzwingen.

Doch Mahlzeiten nahmen schließlich nicht den ganzen Tag in Anspruch, und es blieben immer noch genügend Stunden des Freiseins, des Spielens und der Betrachtung übrig. Ich schloß rasch Freundschaft mit Groß und Klein und wurde mehr verwöhnt, als mir guttat.

Wunderbar waren die Waldspaziergänge mit meiner Mutter oder dem Förster, den ich zuweilen auf seinen Dienstwegen begleiten durfte. Der Geruch von feuchtem Moos, Tannennadeln, Farnkraut und Schwämmen hat mich später